

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 8

Artikel: Sind wir Nomaden Demokraten? : Die Besinnung eines Planes
Autor: Steiger, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079660>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

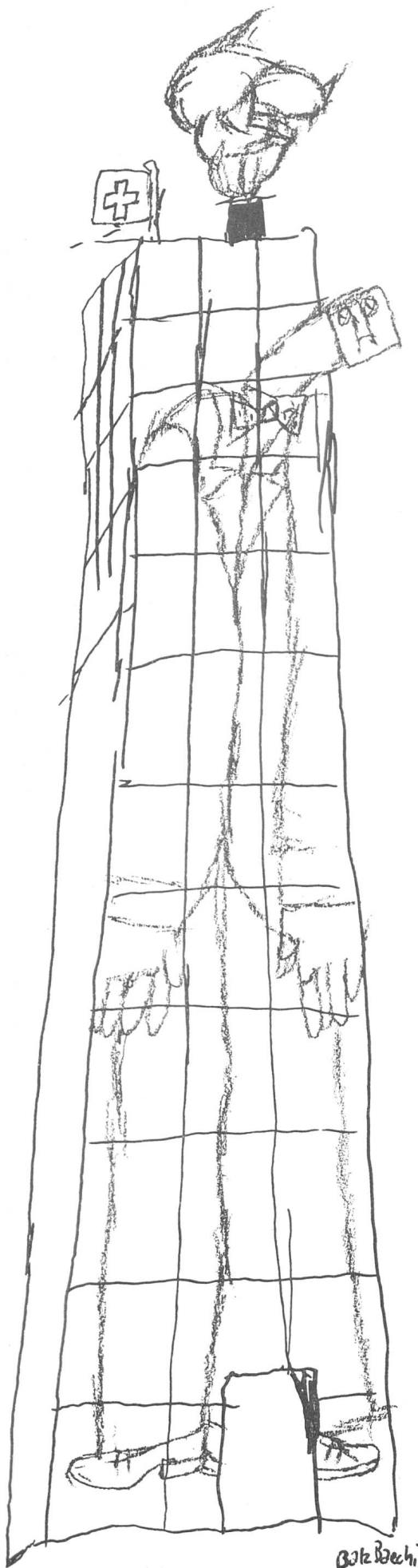
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sind wir Nomaden

Von Martin Steiger



ir Planer möchten einen Beitrag zum Wohlbehagen der Menschen leisten. Man erwartet das bisweilen von uns. Wir müssen also die Menschen kennen lernen – indem wir mit ihnen reden: Mit Gemeinderäten und Gemeindeschreibern, mit Mietern und Einfamilienhausbesitzern, mit Geistlichen und Hausfrauen, mit Unternehmern auch. Alle diese Menschen gehören irgendwie zusammen, so meine ich.

Eine meiner Fragen, die mich besonders interessieren, lautet: «Wohnen Sie gerne in einem Vorort unserer Stadt?»

Die Antworten darauf sind vielfältig. Fast immer aber stößt man auf sehr ähnliche Überlegungen: Der Wunsch wäre, ein eigenes Haus zu besitzen, das ein bleibendes Heim werden könnte. Die Finanzen reichen aber dazu nicht aus, und man ist gezwungen, eine Mietwohnung zu nehmen.

«In der Stadt etwas Günstiges zu finden, grenzt an ein Wunder. Was bleibt also anderes übrig, als die Randgemeinde? Um welche Ortschaft es sich dabei handelt ist ziemlich gleich. Die Hauptsache ist mir, daß ich schnell in der Stadt bin. ‚Auf dem Land‘ habe ich eine niedrige Miete. Für diesen Vorteil nehme ich den längeren Weg auf mich. Ein gewisses Minimum aber muß da sein: rechte Schulen, vielleicht sogar eine Mittelschule. Theater und Kino sind erreichbar. Im übrigen haben wir zu Hause den Fernseh. Für den Alltag reichts, für besonderes fahre ich in die Stadt.»

«Und werden Sie wohl da bleiben?» frage ich weiter.

«Oh, das glaube ich kaum. Auf lange Sicht nicht. Wir werden weiter-suchen. Vielleicht finden wir einmal jene Kombination von Portemonnaie und Ansprüchen, die uns paßt. – Aber wann?»

Nur kein Aquarium!

«Ich bin von Kopf bis Fuß aufs Zügeln eingestellt» könnte man in Abwandlung des alten Schlagers unter solche Auskünfte schreiben.

Auch unsere Möbel sind ja eigens für den Umzug konzipiert: sie sind so bemessen, daß sie sich praktisch transportieren lassen; sie können, ohne daß man sie an den Wänden zu befestigen braucht, in die Zimmer gestellt werden – so wird die Wohnung durch den Mieter nicht beschädigt.

Kombimöbel sind Schlager der Wohnungseinrichtungsindustrie. Selbst Teppiche sind in Quadraten von 50 auf 50 Zentimeter zu haben. Solche «Stücklein» haben überall Platz.

Nägel in die Wände zu schlagen ist nicht nur verpönt, sondern wegen der harten Betonkonstruktion auch gar nicht möglich. Die Wände sind mit neutralen Tapeten belegt. Sie lassen sich auf jeden Geschmack abstimmen.

Die Zimmer in allen Wohnungen haben dieselben Maße. Auf den Zentimeter genau paßt da alles hinein, was hinein muß: Bett und Nachttisch, «Wohngruppe», «Eßkombination». Wehe aber dem, dessen Körperlänge vom menschlichen Konfektionsmaß abzuweichen wagt und der deshalb ein größeres Bett braucht. Und wehe dem Knaben, der gar eine Vorliebe für Aquarien oder Terrarien hätte – anstatt für raumsparende Briefmarkensammlungen! Das statistische Mittelmaß soll gelten. Nur keine Sonderwünsche!

Demokraten?

Die Besinnung eines Planes

Es ist so. Schade nur, daß diese Konfektion als «modern» hingenommen wird. Gäbe es nicht Besseres?

Wagen wir den Blick zurück, in eine Mietwohnung der Jahrhundertwende: Auf dem Treppenpodest steht ein bequemer Sessel neben der mächtigen Zimmerpflanze. Der Wohnungseingang ist breit und einladend, man hat Zeit und Raum, die Atmosphäre aufzusaugen. Man fällt nicht mit der Tür ins Haus. Gemütlich empfängt uns der Wohnraum. Eingebaute Möbel zeugen von alter Wohnkultur. Über Generationen hin soll die Einrichtung jenes Persönliche ausstrahlen, das auch dann noch Heim bedeutet, wenn man nach Jahren zurückkehrt. Die Menschen haben sich vielleicht verändert, die Häuser aber sind geblieben, wie Wesen, die viel langsamer altern als wir und die von früher erzählen können.

Entspannt sitzt man in eingebauten Polstermöbeln. Wandlampen, die Wanduhr, die Kästen sind unverrückbar mit dem Gebäude verbunden. Der Mieter und seine Wohnung gehören zusammen. – Wer möchte in dieser Umgebung fragen: «Haben Sie im Sinn zu bleiben?» Da kommt auf der weiten glyzinienumrankten, von gußeisernen Säulen getragenen Veranda das Gespräch auf die Katastrophe, die unseren Gastgeber zutiefst beunruhigt: ihm ist die Wohnung gekündigt worden! Das Haus soll einem Geschäftshaus Platz machen. – Was wird er finden? Es wird schwierig sein, auch nur einen annähernd ähnlichen Ersatz zu bekommen, denn er ist ja eben noch nicht auf das Kombi-Wohnen eingestellt.

Bedürfnis: Neuantik

Betrachten wir die Art und Weise, wie heute Wohnungen angeboten werden: «3½-Z.Wg., komf. Küche, Nähe Bus»; «Wohnung 4½ Z., 3 Lavabo, mod. Küche» – Küche, Bad und Verbindungen sind die Kriterien, auf die man achtet. Im übrigen ist der «mobile Mensch» anpassungsfähig und anspruchslos – weil er vielleicht gar nicht weiß, was er braucht. Auf alle Fälle verbindet er seine individuellen Wünsche nicht mit der Wohnung. Er besitzt keine alten Erbstücke, die zu groß für die Wohnung sind; er hat sich angewöhnt, alles «Unnötige» wegzuworfen.

Und wenn er doch nicht so «modern» wäre?

Seine Großmutter hatte einen Estrich voller Geheimnisse und Entdeckungen: Schulhefte des Vaters, Kleider vergangener Zeiten und «Man-weiß-nie-ob-man-das-noch-braucht»-Dinge.

Werden auch unsere Enkel noch stöbern können? Geben wir nicht unsere höchstgelegene Tradition dem akuten Platzmangel preis, und wird so die Vergangenheit einmal nicht mehr aus überlieferten Gegenständen zu uns sprechen? Kennen wir Geschichte nur noch als kollektives Gut ohne persönliche Bedeutung?

Wir wissen es nicht. Möbelproduzenten spüren es. Sie fabrizieren «Schlafzimmer kompl. Neuantik». Der Antiquitätenhandel blüht. Warenhäuser verkaufen nutzlose Dinge aus Großmutter's Zeit. Sind aber diese «Objets» ein Ersatz für eigene Geschichte?



Schlingenmuster

«Non», sagte er, sonst nichts. «Wo chömet Dr här?» – De Bäle», antwortete er ebenso kurz. «Wie isch Öe Name?» – «Käppeli.» – «Käppeli? – Was sit Dr vo Pruef?» – «Etudiant.» «So – Studänt – wo?» – «A Lucerne.» – «Aber wenn Sie doch in Basel wohnen und in Luzern studieren, können wir uns doch deutsch unterhalten?» – «Na ja.» – «Haben Sie einen Ausweis auf Ihren Namen?» – «Bitte, hier.» – Er zog einen Paß aus der Tasche. «Käppeli R., Student, Luzern», stand darin.

Das Bild stimmte mit dem Mann überein. Als er nun deutsch sprach, erinnerte dessen Stimme Wachtmeister Lang wiederum an Blasius. Er kontrollierte den Paß näher. «Aha!» – es durchfuhr ihn wie ein Blitz: die Größe stimmte nicht überein! Im Paß des Käppeli stand 1,88, der Mann da entsprach jedoch ziemlich genau der Größe des Blasius, 1,75. Ein Griff – er hatte den Verdächtigen fest und schob ihn in den nahestehenden Dienstwagen. Ein weiterer Griff in die Busentasche des Mannes förderte Einbrecherwerkzeuge zutage.

«So, jetzt isch aber Schluß: Dr sit der Blasius!» – «Es stimmt», gab dieser kleinlaut zu. Blasius hatte einen neuen Einbruch geplant. Daß ihn Lang nicht gleich erkannt hatte, war darauf zurückzuführen, daß sich Blasius in Frankreich einer sogenannten plastischen Operation unterzogen hatte, um sein Gesicht, vor allem die Nase, zu verändern, damit ihn die Polizei nicht mehr erkennen sollte. Das nützte ihm aber nichts.

Seine Beute in der Schweiz betrug im ganzen rund 100 000 Franken. Davon hatte er in Deutschland bei einer Bank 30 000 Franken angelegt und sich außerdem eine feudale Wohnungseinrichtung angeschafft.

Es konnten ihm gegen siebzig Straftaten nachgewiesen werden. Im Gefängnis spielte er während einigen Tagen den wilden Mann, tobte und schlug kurz und klein, was ihm in die Hände kam, und verweigerte die Nahrungsaufnahme. Er simulierte Wahnsinn, was jedoch vom Arzt bald einmal erkannt wurde. Eines Tages ver-



langte er seinen eigenen Kugelschreiber, weil er an diesen zu sehr gewöhnt sei. Der Beamte, der ihm diesen bringen sollte, schöpfte irgendwie Verdacht und untersuchte diesen Kugelschreiber. Richtig: an Stelle der Mine befand sich ein feiner Draht, eine sogenannte Feilensäge oder Campingsäge! Mit diesem Instrument wäre es ihm ohne weiteres gelungen, die Gitterstäbe seiner Zelle zu durchsägen. Seine Raffiniertheit kannte keine Grenzen.

Freilich, nicht jeder Fall, der uns in die Hand kommt, ist so spannend, aber auch der wissenschaftliche Teil der Arbeit hat seinen ganz besonderen Reiz. Und davon möchte ich nun noch berichten. Es ist eine Riesenarbeit, weshalb in den Vereinigten Staaten zum Vergleichen der Abdrücke ja auch seit einiger Zeit Computer eingesetzt werden. So weit sind wir noch nicht, aber eines Tages wird das vielleicht auch bei uns kommen.

Nur ein kleiner Fleck?

Fingerabdrücke entstehen bei Berührung eines Gegenstandes mit bloßen Händen. Die Haut des Menschen unterliegt einem fortwährenden Ausdünstungsprozeß. Der Schweiß verläßt den Körper durch ein dichtes Netz, bestehend aus einer Unzahl mikroskopisch kleiner Poren, trocknet an der Oberfläche ein und hinterläßt dort einen hauchdünnen, klebrigen Film.

Beim Kontakt mit irgendwelchen festen Gegenständen, die eine nur einigermaßen glatte Oberfläche aufwei-

Vier Photos

Wir zeigen auch in diesem Heft wie immer die gleiche Reihenfolge der Bildthemen: Struktur, Mensch, Tätigkeit, Umwelt.

Diese Photos sind von

Jean Mohr
Andreas Wolfensberger
Gotthard Schuh
Gotthard Schuh

Sind wir Nomaden Demokraten?

Es wäre betäublich, wenn gelegentlich nicht nur die Möbel, sondern auch unser Heimatgefühl neuantik würde.

Heimatgefühl

Dem Wort «Heimat» haftet etwas Historisches, Pathetisches an. Heimat hat nichts mehr mit Heimetli zu tun, es wird zum Wort der Festrede. Wir kennen viele Worte, deren Bedeutung sich abschleift. – Wie heißt wohl einmal das neue Wort für «Heimat», wenn von unserem engeren Lebensraum die Rede ist?

Für den Schweizer verbindet sich der Begriff der Heimat stark mit jenem des Eigentums. Es ist nicht erstaunlich, daß hierzulande das Eigentum bis zur Zerstörung wesentlicher gemeinsamer Werte geschützt wird. Der Eigentumsschutz ging so weit, daß grundsätzlich überall gebaut werden durfte. Erst heute wird etwa der Gewässerverschmutzung Einhalt geboten, erst heute werden Fabriken gezwungen, ihre Abwässer zu klären, erst heute richtet sich das Augenmerk auf landschaftszerstörende Entwicklungen. – Jetzt werden beispielsweise Ortsbilder wie jenes von Surlej bei der Talstation der Corvatsch-Seilbahn als eine nationale Schande empfunden. Es hat lange gedauert!

Vor einigen Jahrzehnten noch lebte die Mehrzahl der Schweizer in ihren eigenen Häusern. Durch die Landflucht aber sind die Verhältnisse vor allem rund um unsere Städte eng geworden. Ein großer Teil der Bewohner wurde zu Mietern. Das uneingeschränkte Verfügungsrecht über das Eigentum fand seine Grenzen, sei es durch das räumliche Zusammenstoßen verschiedener Interessen, sei es aus sozialen Überlegungen, die einem Schutz des Mieters gegen seinen Hauseigentümer rufen.

Der Verlust des Eigentums an Haus und Boden hat psychologisch, wirtschaftlich und politisch eine gewaltige Bedeutung: Ohne eigenes Heim wird die Bevölkerung viel weniger seßhaft. Und das hat eine weitere Folge: Weil Eigentum an Grund und Boden die Beteiligung an der Gestaltung des Gebietes, in welchem es liegt, verlangt, fördert eben die «egoistische» Wahrung der Interessen auch die Teilnahme an der lokalen Politik, über deren Fehlen unsere Vorstädte so sehr klagen.

Aus dieser an sich richtigen Einsicht heraus sind von politischer Seite Vorstöße unternommen worden, welche eine breite Verteilung des Grundeigentums ermöglichen sollten. Es wurde die gesetzliche Grundlage geschaffen, Eigentümer einer Wohnung zu werden, damit man sich auf oekonomisch tragbarer Basis wieder ein dauerndes eigenes Heim schaffen könnte. Leider hat man dabei aber nicht auf lange Sicht hinaus überlegt: Die Gesetzgebung zum Stockwerkeigentum wird meines Erachtens noch einmal unsere Erben beschäftigen – sie werden die Sorgen kennenlernen, wie sich das in kleinste Teile zerstückelte Eigentum bei der Sanierung von alten Baugebieten erschwerend auswirken wird. Wenn nämlich das Eigentum nicht nur in der Horizontalen, sondern auch noch in der Vertikalen gegliedert ist, und die Eigentümer äußerst günstig in ihren alten Stockwerken wohnen, wird man dannzumal eine neue Gesetzgebung schaf-

fen müssen, welche das Verfügungsrecht über die Eigentumswohnungen wieder korrigiert, um verlotterte Häuser einmal auch wieder abreißen und durch Neubauten ersetzen zu können.

Andere Möglichkeiten des Klein-Grundeigentums sind mit Reiheneinfamilienhäusern, Teppichüberbauungen gegeben. Die geschilderten Probleme des Stockwerkeigentums werden aber auch hier in gemilderter Form auftreten.

Die Theorie der Nachbarschaft

Es bleibt also das Einfamilienhaus im bisherigen Stil — und die Mietwohnung. Sind aber unsere Wohnquartiere Lebensräume, mit denen man sich verbunden fühlt, die man nur mit dem Gefühl verlassen würde, nun gehe ein wesentlicher Bestandteil des Lebens verloren?

Alles ist natürlich hier wohl geplant und verkehrssicher organisiert, den technisch-abstrakten Bedürfnissen ist Genüge geleistet. Die Gebäudeabstände sind hygienisch: jede Wohnung erhält mindestens einmal im Tag Sonne.

Solche Quartiere unterscheiden sich kaum nach Landesgegend. Das Bild eines Vorstadtquartiers von Bern ist zum Verwechseln ähnlich mit dem der Neusiedlung bei Basel. Und so sind sich auch die inneren Bedingungen weitgehend ähnlich: alle sind auf die Stadt ausgerichtet; eigenes Leben und innere soziale Kontakte können kaum erwartet werden. Die einzige Ausnahme schaffen die Kinder. Sie schließen sich zu Gruppen zusammen — und bisweilen reißen sie sogar ihre Eltern mit, so daß sich tatsächlich einige Erwachsene auch kennenlernen.

Planungstheoretiker entwickelten aus einem Wunschdenken heraus die Theorie der Nachbarschaft. Das Quartier wird gleichsam als Bauerndorf betrachtet. Sie gingen davon aus, daß die Freundschaften und menschlichen Beziehungen in Abhängigkeit der räumlichen Nähe aufgenommen würden, daß man seine Freunde wie einst im Nachbarhaus finden müsse.

Die Praxis aber hat gezeigt, daß die menschlichen Beziehungen nicht durch das Beieinanderwohnen geschaffen werden. Im städtischen Gefüge ist die Möglichkeit, seine Freunde irgendwo zu finden und zu besuchen ja jederzeit vorhanden. Und deshalb ist es illusorisch, den Wunsch, soziale Kontakte durch räumliche Nähe zu fördern, einer Quartierplanung zu Grunde zu legen. Die Menschen so an ein Quartier zu binden und also zur Seßhaftigkeit zu bewegen, ist ganz unmöglich.

Das Heimat-, das Beziehungsgefühl geht heute viel weiter: es liegt auf der Agglomeration, auf der Stadt mit ihren zugewandten Orten. Und innerhalb dieses Bereiches fühlt sich dann jeder so gut oder so schlecht zu Hause, daß er ohne große Bedenken bald dahin, bald dorthin zieht — die ohnehin lockeren menschlichen Kontakte abbrechend, ohne Verbindung zu einem bestimmten Boden.

Eine Kirchgemeinde in der Umgebung einer großen Schweizer Stadt hat eine Strukturanalyse ihrer sogenannten «Flugsandsiedlung» durchgeführt. Der Gemeindeschreiber erklärte mir, nirgends sonst habe der Betreibungs-



Bogenmuster

sen, überträgt sich der Schweißfilm auf den Gegenstand und stempelt dort ein getreues Abbild der Hautoberfläche eines oder mehrerer Finger ab, oft auch einer ganzen Hand oder von Teilen derselben.

«Fingerabdrücke sind doch alle gleich!» sagt sich vielleicht der Laie. — Stimmt, wenn man sie oberflächlich und mit unbewaffnetem Auge betrachtet, sehen sie sich tatsächlich alle ähnlich: ein kleiner, mehr oder weniger stark ausgeprägter, gewebeähnlicher Fleck. Bedient man sich aber eines Vergrößerungsglases, stellt man fest, daß dieser Fleck aus sehr vielen feinen, interessanten Linien, Punkten, Schnörkeln und Schlingen besteht (Bild 3).

Diese Hautlinien, wissenschaftlich Papillarlinien genannt, sind keiner Veränderung unterworfen. Fast die ganze Hautoberfläche weist solche Linien auf. Sie sind dort besonders ausgeprägt, wo die Haut dem größten Verschleiß und Belastung ausgesetzt

Der Korporal.
Von Franco Barberis



Ver hat etwas gesagt?



Tannenmuster

ist, nämlich an Händen und Füßen. Die Natur bildet eine Vielfalt von Formen, die sich oft äußerlich sehr ähnlich sehen, aber in ihren Einzelteilen nie übereinstimmen. Die Schöpfung weist weder bei der toten noch der lebendigen Materie absolut identische Formen auf.

Genau wie jeder Mensch anders ist, ist auch jedes Papillarmuster seiner Haut verschieden. Es bildet sich bereits am Kind im Mutterleib und verändert sich bis zum Tode in hohem und höchstem Alter nicht im geringsten. Natürlich wächst das Muster im Verhältnis zum übrigen Körper, gleich einer Foto, die man vergrößert, es verändert sich aber nicht im Bild. Narben, die durch Verletzungen entstanden sind, zerstören zwar dort das Linienbild; sie zeichnen sich aber in einem Fingerabdruck ebenfalls ab und sind als besonderes Merkmal sogar besonders gut geeignet, einen Täter rasch zu identifizieren – denn auch solche Narben bleiben unverändert.

Auch nach dem Tod bleibt das Papillarmuster eines Fingers. Deshalb ist es schon oft gelungen, unbekannte Tote, deren Körper vielleicht schon tage- oder wochenlang im Wasser gelegen hatte, anhand der Fingerabdrücke zu identifizieren. Erst die Verwesung zerstört auch die Papillarlينien. Manchmal ist bei einer «Wasserleiche» die Hornhaut oder Epidermis, das ist die oberste Schicht der Haut, schon soweit zerstört oder aufgeweicht, daß das Papillarmuster infolge Faltenbildung nicht mehr erkennbar ist. Die derart geschrumpfte Haut läßt sich jedoch ablösen, indem man mit einer feinen Spritze Glycerin darunter spritzt – und auf der unteren, zweiten Hautschicht, kommt dann das Linienmuster wieder neu und einwandfrei zum Vorschein!

Mit dieser Methode konnte ich einmal einen Selbstmörder lediglich anhand der Fingerabdrücke identifizieren. Selbstmörder beseitigen vor ihrem Ableben oft sämtliche Ausweise und andere mögliche Erkennungszeichen, weil sie nach dem Tode unbekannt bleiben möchten. – Der betref-

Sind wir Nomaden Demokraten?

beamte so oft zu tun wie in diesem Quartier, und die Bewohner kenne er überhaupt nicht. Nur bei der Anmeldung auf der Einwohnerkontrolle tauche jeweils ein Gesicht auf.

Je ein Drittel der Männer arbeitet in der Nähe, in der Stadt oder noch weiter entfernt. Vom Arbeitsplatz des Mannes her gesehen sind demnach zwei Drittel der Familien nicht auf ihren Wohnort angewiesen, sie können ihn ohne Nachteil jederzeit wechseln. Und bei den wichtigsten Freizeitbeschäftigungen dominieren jene, die keinen sozialen Kontakt herbeiführen: nur 5 Prozent der Männer machen in Vereinen mit, ebenfalls 5 Prozent treiben Sport. Die andern bevorzugen die Ruhe des Lesens und die Betrachtung des Fernsehschirmes.

Die noch vorhandene Seßhaftigkeit gründet nur auf der Trägheit des Verbleibens, den Unannehmlichkeiten des Umzuges und den steigenden Mietzinsen der noch neueren Wohnungen.

Interessant bei dieser Umfrage ist, daß die Leute plötzlich begierig wurden, etwas über ihr eigenes Verhalten zu erfahren. Dieser Wunsch führte zur spontanen Bildung eines Quartiervereins, und es scheint, daß solche bewußte Maßnahmen sogar dauernden Erfolg haben könnten, wenn eine Mindestzahl von Mietern zu Stammbewohnern würde.

Größerer Interessenrayon?

Alle Tage lesen wir in den Zeitungen Titel wie: «Warum ist der Schweizer so stimmfaul?» – «Stimmbeteiligung zu gering, das Quorum nicht erreicht, die Stimmbürger müssen wieder nach Hause» – «Der Kanton Aargau will wegen zu geringer Beteiligung an Abstimmungen das Stimm- und Wahlgesetz revidieren» – und so weiter!

Ich habe es erlebt, daß die Diskussion um den Bau eines Gemeindefaales in einer Gemeinde des Mittellandes darin endete, daß der Saal nicht gebaut werden mußte, weil ohnehin nie mehr Stimmbürger in die Gemeindeversammlung kommen als schon in der jetzigen Turnhalle Platz haben – dies in einer Gemeinde von mehr als 7000 Einwohnern!

Ein weiteres Beispiel: in eine Berggemeinde mit 300 Einwohnern sind die Spekulanten eingefallen. Die Bürger wissen nicht, was sie gegen die Invasion unternehmen müssen. Es wird ihnen gesagt, in einem solchen Fall müsse man halt eine Ortsplanung durchführen, damit nicht eine zügellose Bauerei um sich greife und die Gemeindefinanzen nicht über den Haufen geworfen würden.

Der Antrag des Gemeinderates auf Durchführung einer Ortsplanung und Bewilligung eines Kredites, welcher der Hälfte des gesamten Steuerertrages der Gemeinde entspricht, wird bei einer Stimmbeteiligung von 80 Prozent mit großem Mehr angenommen.

Sind diese Schweizer die verantwortungsbewußteren Bürger als wir Städter? Oder liegt es daran, daß die Aufgabe, die sich den Berglern stellt, eben besser überblickbar ist, als was uns in der Ebene jeweils zur Genehmigung unterbreitet wird – Sachgeschäfte und Wahlen, die «uns eigentlich gar nichts angehen»?



Ellipse

fende Mann war ein Deutscher, der in die Schweiz gekommen war, um hier unerkannt zu sterben. Dabei hatte er aber nicht daran gedacht, daß seine Fingerabdrücke vor rund fünfzehn Jahren wegen eines kleinen Diebstahls bei uns registriert worden waren.

Vorsicht – nicht berühren!

Das Sichern von Fingerabdrücken an Tatorten erfordert von den Fachleuten sehr viel Sachkenntnis und ein gutes Einfühlungsvermögen in das Vorgehen des Verbrechers. Sämtliche Polizeikommandos verfügen daher über einen Stab ausgebildeter Fachleute. Sie sind in der Unterabteilung der Kriminalpolizei eingegliedert, welche man als Erkennungsdienst (ED) bezeichnet. Bevor der ED-Mann einen Tatort betritt, wird er sich diesen wenn möglich zuerst von außen her durch das Einstiegsfenster, aufgebrochene Türen und so weiter ansehen, um einen Überblick zu erhalten und sich das Vorgehen des Täters vorzustellen. Damit nicht durch eigene Unachtsamkeit wichtige Spuren vernichtet werden, geht man ganz systematisch, Schritt für Schritt, vor. Allfällig vorhandene Fingerspuren können unter Umständen, zum Beispiel im Gegenlicht, schon von bloßem Auge erkannt werden.

Überall dort, wo dem Sachverhalt nach zu schließen, der Täter etwas mit den Händen berührt haben könnte, bestäubt der ED nun die Stellen mit Aluminiumpuder, der dann am klebrigen Film der Fingerabdrücke haften bleibt und so die Papillarlinien sichtbar macht. Auf den zutagegeförderten Abdruck wird nun eine Klebefolie gedrückt – und das Puderbild bleibt daran haften. Der Abdruck ist gesichert. Abdrücke in Staub oder weicher Masse dagegen müssen meistens an Ort und Stelle fotografisch festgehalten werden. Solche auf Papier werden erst nach Behandlung mit einem chemischen Verfahren sichtbar und dann ebenfalls fotografiert.

Leider werden an Tatorten immer

Sind wir Nomaden Demokraten?

Ja, vielleicht. – An so einer Gemeindeversammlung habe ich etwa folgenden Gang der Dinge gesehen: Es geht um ein neues Schulhaus. Der Zonenplan und die Bauordnung sind bereits letztes Jahr durch die Bevölkerung angenommen worden. Die Entwicklung läßt ein starkes Anwachsen der Einwohnerzahl erwarten. Den Kindern muß Schulraum zur Verfügung gestellt werden. Allerdings soll das Schulhaus erst in acht Jahren erstellt werden, da nun aber Land zum Kauf angeboten ist, stellt der Gemeinderat den Antrag auf frühzeitigen Erwerb des notwendigen Schullandes.

Da wird die einsichtige Haltung des Gemeinderates von den Teilnehmern plötzlich heftig angegriffen: «Wenn wir heute beinahe 1 Million Franken für Land ausgeben, so wird unser Steuerfuß kräftig steigen; wieso sollen wir wenige den vielen, welche in weiter Zukunft einmal bei uns wohnen werden, das Land kaufen?»

Und was sagen jene, die an Schulen interessiert sind, die jungen Leute in den Neubauwohnungen? – Nichts! Sie sind nicht da. Es braucht sie auch weiter nicht zu kümmern, denn in zehn Jahren werden sie kaum noch in der Gemeinde wohnen!

Es wäre nützlich, wenn man in solchen Fragen einen etwas weiteren Rayon einbeziehen könnte: das Gebiet, das im Begriff ist, zu einer Interessengemeinschaft zu werden. Die Entscheide sollten ja heute gar nicht mehr nur in bezug auf das Gemeinwesen, welches sie betreffen, gefällt werden, sondern im Blick auf eine gesunde Organisation aller Gemeinden. Es kommt nicht von ungefähr, daß man deshalb da und dort darauf tendiert, das politische Leben der Großstadtgemeinden zu größeren Einheiten zusammenzufassen und so die Verantwortung des einzelnen am Ganzen wieder zu stärken. Die Nachteile einer zu großen Einheit freilich bestehen darin, daß die sachlichen Umstände der einzelnen Vorlage noch weniger überblickbar werden – aber da wäre mit besserer, klarerer Orientierung noch sehr vieles zu erreichen. Der Vorteil wäre meines Erachtens aber größer, weil jeder dort Einfluß nehmen könnte, wo seine persönlichen Interessen liegen – jedenfalls mit mehr Überzeugung als in seiner Nomadengemeinde.

Sacro egoismo

Wie einseitig das Ergebnis herauskommen kann, wenn man dem Wandel in unserer demokratischen Ordnung nicht Rechnung trägt, hat mir eine Gemeindeversammlung belegt, an der es um eine neue Bauordnung ging. In den Reihen der Anwesenden sieht man praktisch nur die markigen Gesichter von Bauern und die Mitglieder der Planungskommission, die sich weitgehend aus alteingesessenen Dörflern zusammensetzt. Die große Schar der Wohnungsmieter ist nicht vertreten.

Bald kommt die Diskussion zum springenden Punkt: zum Paragraphen, der bestimmt, wie dicht das Land überbaut werden darf. Der Gemeinderat erläutert, daß er sich dazu durchgerungen habe, die zulässige Überbauungsdichte auf ein Maß zu beschränken, das wirtschaftlich im Rahmen sei,



Doppelschlinge

eine gesunde Gestaltung der Quartiere erlaube und auch dann doch angenehme Überbauungen ermögliche, wenn der Architekt nicht gerade ein Genie sei.

Da steht ein Grundeigentümer auf und erklärt unmißverständlich, daß der Antrag des Gemeinderates einfach «stupid» sei, daß das Land zu wenig ausgenützt und deshalb auf unzulässige Art und Weise verschleudert werde. «Wenn alle so handeln würden», sagt er, «hätten wir bald eine Stadt, die vom Boden- bis zum Genfersee reichen würde.»

Der Gemeinderat weiß auf diesen Angriff eine Antwort. Er versteht diesen Grundeigentümer sehr wohl, denn mit einer besseren Ausnützungsziffer kann man natürlich das Land besser an den Mann bringen. Aber es gehe nicht an, so entgegnet der offizielle Vertreter der Behörde, die Gemeinde so voll zu pferchen, wie es nur irgend möglich sei. Die Leute, die später einmal in die Neubauwohnungen einziehen würden, sollten auch menschlich wohnen können. Und überdies leide das ganze Gemeinwesen darunter, wenn die Bodenpreise weiterkletterten: dann kämen auch die Straßen, die öffentlichen Gebäude und Schulhäuser bedeutend teurer. «Die Steuern steigen, das ganze Leben in unserer Gemeinde wird teurer. Und wer wird das bezahlen? Wir, auch Sie, Herr M. – falls Ihnen das Wohnen in der Gemeinde dann noch Freude macht!» ruft der Mann aus.

Aber alle Gegenargumente werden in den Wind geschlagen – und die Erhöhung der zulässigen Überbauungsdichte wird beschlossen.

* * *

Die kollektive Verantwortlichkeit wird nicht erkannt. Weder die Eingesessenen noch die Neuzugezogenen bemühen sich, das Gemeinwesen zu gestalten. Der Egoismus der einen Gruppe triumphiert. Die Zukunft ist dem Zufall überlassen.

Auch wir Planer können die Menschen nicht anders machen als sie sind. Aber wir können vielleicht darauf hinweisen, wo es am meisten fehlt. Und ich glaube, daß man doch heute da und dort so viele Erfahrungen gesammelt hat, daß so viel «Verkacheltes» nun in Stein und Beton als Anschauungsmaterial vorhanden ist – daß unsere Einsichten vielleicht einmal besseren Aussichten Platz machen. Und daß dann die Einzelnomaden wieder zu Familien werden, die mit Grund und Boden verwachsen können.



wieder wichtige Spuren durch die geschädigten Personen selber verwischt. In der ersten Aufregung bei einem Einbruch etwa durchsuchen die Betroffenen oft zuerst alle Behältnisse, um nachzusehen, was gestohlen worden ist. In manchen Fällen hinterlassen ja die Einbrecher an den Tatorten eine fürchterliche Unordnung, und ordnungsliebende Betroffene räumen dann gerne zuerst auf, bevor sie die Polizei verständigen! So werden allfällige Fingerabdrücke und andere wichtige Spuren ungewollt beseitigt.

Ich möchte betonen: Bei Entdeckung eines Verbrechens ist es äußerst wichtig, den Tatort überhaupt nicht zu betreten, bevor die Polizei eine Tatbestandsaufnahme gemacht hat!

So eine gute Hausfrau hatte neulich vor meiner Ankunft Ordnung gemacht und zudem alles gründlich auf- und abgewaschen. Auf meine Vorwürfe hin erklärte sie dann unschuldig: «I ha doch niemer törfe i die Souerei inelaa! – Herrjemers, die Unornig – u dä Dräck! – i hät mi müesse schäme!»

Natürlich wurde es so mit der Spurensicherung «Essig»!

Klassifizierung

Nach der Sicherung von Tatort-Finger Spuren aber beginnt erst die zeitraubende Kleinarbeit des ED-Mannes. Bei Serieneinbrüchen etwa vergleiche ich eine Fingerspur vorerst mit anderen, unter den gleichen Umständen zustande gekommenen. So kann ich herausfinden, ob auch hier derselbe Täter oder dieselbe Täterin am Werk war. Und je nachdem werden die Fingerabdrücke interkantonal oder gar über Interpol eben international ausgetauscht. Damit ist aber der Täter noch keineswegs identifiziert, es sei denn, daß er anhand früherer Tatortspuren bereits erkannt worden wäre.

Nun beginnt die Klassifizierung des oder der gesicherten Abdrücke. Mit andern Worten: es müssen für diese Finger Spuren Formeln aufgestellt werden, damit ein Nachschlagen in den Registern überhaupt möglich ist.

Beim ED des Schweizerischen Zentralpolizeibüros in Bern werden sämt-